

Zeitschrift: Schweizerische Taubstumm-Zeitung
Band: 19 (1925)
Heft: 12

Artikel: Noch ein Brief aus Amerika
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-923047>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Unterhaltung

Noch ein Brief aus Amerika.

Die Taubstummenlehrerin E. B. berichtet den Kindern der Taubstummenanstalt Niesen weiter von ihren Erlebnissen in Amerika. Wir geben sie gerne auch den Lesern der „Taubstummen-Zeitung“ bekannt:

„... Denkt, die Kinder, mit denen ich hier zusammen lebe, haben vier Monate lang Ferien, von Ende Mai bis Ende September. Nun will ich Euch erzählen, was ich in dieser Zeit Neues gesehen habe. Vor allem fuhren wir fast täglich ans Meer zum Baden. Das hätte Euch auch gefallen! An dem Badeort, den wir besuchten, hatte es immer viele Leute: Männer, Frauen und Kinder. Alles war aufs Beste eingerichtet. Draußen im Wasser hatte es verschiedene Floße, kleine und große. Auf die konnte man sich legen zum Sonnen und Ausruhen. Die Mutigen hatten Gelegenheit, ins Wasser zu springen von hohen und niedern Sprungbrettern aus, und sogar eine Wasserrutschbahn war da, auf der man ins Wasser gleiten konnte! Wollte man nicht gerade schwimmen, so legte man sich in den Sand am Ufer und schaute dem lustigen Treiben zu. Es gab stets viel zu beobachten. Am Strande spielten Kinder; sie bauten Burgen und Wälle und Gräben aus Sand. Andere suchten Muscheln, Krebslein und Schnecken, Seeesterne und Seealgen, die von den Wellen angeschwemmt wurden. Gewöhnlich ging ein Mann mit einem Netz an langem Stock dem Ufer entlang, um die unangenehmen Quallen zu fangen. Niemand kommt gern mit diesen merkwürdigen Tieren in Berührung, denn sie brennen wie Brennesseln. — Draußen in der Ferne sah man Schiffe vorbeifahren, und oft kamen auch Flieger. Die Zeit wurde einem nie lang, und wir bedauern es, daß mit dem kühleren Herbstwetter das Baden im Meer aufhören muß. Der Herbst hat nämlich schon recht angefangen. Im Garten blühen nur noch die Astern und ein paar späte Rosen, und die zwei jungen Linden hinter dem Haus haben schon all ihr Laub verloren.

Letzt hin bin ich auf dem Woolworth-Gebäude (in Newyork), dem höchsten Haus der Welt, gewesen. Es ist, wie alle Vulkankrater, kein Wohn-, sondern ein Geschäftshaus. 14000 Menschen gehen täglich darin in ihre Schreibstuben zur Arbeit. In wie vielen Räumen ihre Pulte und Schreib-

maschinen stehen weiß ich nicht, ich weiß aber, daß das Haus 58 Stockwerke hat. Ihr müßt nun nicht denken, ich sei viele viele Treppen gestiegen und dann endlich müde oben angekommen. Nein, gleich unten beim Eingang, ging ich in einen „Eil-Lift“. Es gibt nämlich verschiedene „Lokal-Lifts“, die bei jedem Stockwerk halten und „Eil-Lifts“, die bei jedem zehnten Stocke oder noch weniger oft halten. Der Lift, in dem ich war, „sauste“ gleich zum dreißigsten Stockwerk hinauf. Man kann mit Recht von sausen reden, denn der Lift fährt so schnell, daß ein Geräusch hörbar wird, wie das eines starken Windes. Vom dreißigsten Stocke ging es weiter zum dreiundfünfzigsten. Dort hieß es umsteigen. Ein kleiner Lokal-Lift führte mich noch fünf Stockwerke höher und da stand ich auf einer Galerie, ähnlich der eines Kirchturms, und konnte hinausschauen, weit, weit, bis dahin, wo die unzähligen Häuser im Nebel verschwanden, hinaus auf den Hafen, die vorgelagerten Inseln und das Meer, auf die beiden breiten Flüsse, den Hudson und den Harlem-River, und hinunter in Straßen, auf Plätze, auf Brücken. Und überall herrschte reges Leben. Schiffe kamen und verließen die Stadt. Eisenbahnen sah ich über die Brücken fahren, Automobile und Wagen in den Straßen, wo es nebenbei wimmelte von Menschen. Von oben betrachtet sahen deren Hüte aus wie Stecknadelköpfe. Und dabei mußte ich denken, daß ja unter den Straßen, nicht sichtbar von meiner Höhe aus, noch hunderte von Wegen sind, wo die langen Untergrundzüge fahren und wieder tausende von Menschen befördern. Vielleicht fragt Ihr, warum gerade in Newyork so furchtbar viele Leute beisammen wohnen. Ja, seht Ihr, Newyork hat einen großen, guten Hafen. Schiffe aus allen Ländern kommen hier an. Sie bringen Menschen und Waren. Die Waren werden ausgeladen und verkauft. Andere Waren aus dem Innern des reichen Landes Amerika werden eingeladen und versandt. Newyork hat große Fabriken. Newyork hat große Geschäftshäuser. Und überall braucht es Arbeiter, Seelente, Beamte, Fabrikleute, Geschäftsleute und andere. Sie alle wollen leben, essen, Wohnung und Kleidung haben, sie wollen ihre Kinder schulen. Das bringt wieder Beschäftigung für viele andere Menschen, und so ist die Stadt gewachsen und gewachsen in den letzten Jahrzehnten und so wächst sie noch.

Bald bin ich im sausenden Eil-Lift hinuntergefahren von der schwindelnden Höhe. Die

Straßen in diesem Wolkenkräzer-Stadtteil waren trotz schönem Sonnenschein schattig, weil links und rechts so hohe Häuser stehen. Die Kirchen, an denen ich vorbeikam, schienen mit ihren Türmen neben den vielstöckigen Häusern wie Zwerge neben Riesen. Und Ihr wißt doch, wie bei uns die Kirchtürme alles überragen?

Aber nun will ich Euch noch ein wenig hinausführen aus all den Häusern und Menschen. Und zwar fahren wir jetzt auf guten Straßen im Auto durch kleine Ortschaften, durch Wälder, an Weiden vorbei, über Hügel zum See Wacabuc. Dieser lustige Name stammt noch aus der Zeit, wo Indianer das Land bewohnten. Wir lassen unser Auto am Ufer und fahren samt der Provianttasche in einem Ruderboot über den ganzen See. Es ist eine schöne Fahrt. Links liegt eine kleine Insel, dahinter ein hoher Felsen, der steil ins Wasser abfällt, rechts sind Wälder, die bis zum Ufer reichen und stille Buchten, wo eine Menge gelber Seerosen wachsen. In einer Stunde kommen wir über den ganzen See und möchten nun zum obern See Wacabuc. Ein natürlicher Kanal soll dorthin führen. Fast können wir den Eingang nicht finden, so dicht strecken die Bäume von beiden Seiten ihre Nester zueinander. Doch endlich sind wir da und fahren im Schatten der Erlen, Ahorne, Eichen und Buchen den Kanal hinauf. Die Sonne kann nur selten einen Strahl durchschicken. Schlingpflanzen aller Art, sogar rechte Reben wachsen von Baum zu Baum. Die Trauben sind schon sehr groß, aber leider noch nicht reif. In dieser Einsamkeit und Stille würde es uns gar nicht wundern, wenn plötzlich aus dem Dickicht ein Indianer im Federhalm auftauchen würde. Doch das ist ja nicht möglich. Aus diesen Gegenden sind ja die Indianer längst vertrieben. — Der Kanal wird jetzt breiter. Wir kommen in die Helle, zum obern See. Von einem Stein, der aus dem Wasser ragt, tauchen drei Schildkröten erschreckt ins Wasser und fliehen schwimmend vor unserem Schifflein. Wir aber gehen ans Land. Wir baden und verbringen den Tag auf einer verlassenem Weide, wo Goldruten in Menge blühen. Es ist ein prächtiger Anblick. — Gegen Abend fahren wir zurück übers Wasser und im Auto heim nach White Plains. Ihr seht also, man kommt hier nicht nur unter die Menschen, sondern man kann sich auch zurückziehen und weit von den Menschen die Ruhe genießen.

Herzlich grüßt euch

E. B.

Allerlei aus der Taubstummenvvelt

Basel. Der Taubstummenvbund Basel machte am 4. Oktober 1925 einen Herbstbummel nach dem Elsaß, hauptsächlich für den Theaterklub „Fidel“. Zu den Klüblern gesellten sich beim Lysbüchel noch 17 frohe Wanderlustige, so daß es eine Gesellschaft von 28 Personen war. Mit dem eigenartigen Gefühl, zum ersten Mal nach langer Zeit den französischen Boden zu betreten, liefen wir nach St. Ludwig. Dieses Städtchen lag noch im Morgenschlummer, fast kein Mensch zeigte sich auf den Straßen und darob verwundert, merkten die meisten von uns, daß vom heutigen Tage die Turmuhren auf die französische Sommerzeit um eine Stunde zurückgestellt wurden. Endlich fuhren wir ab nach Wildighofen; daselbst Umsteigen nach Pfirt. Auf der letztgenannten Strecke fühlten wir uns wie in die „gute alte Zeit“ versetzt, denn die Bahn — wohlgemerkt keine Schmalspurbahn — schlängelt meistens neben der Straße entlang und durch die Ortschaften gar nahe an den Bauernhäusern vorbei. Keine Barriere oder dergleichen Bahn-Schutzvorrichtungen waren zu sehen und so fuhren wir gemächlich durch die schönen Landschaftsgebilde, während die arme Lokomotive schnob — man sah es an dem dichten Rauchqualm über unsern Köpfen. Nach zweistündiger Fahrt ist Pfirt (französisch Ferette) erreicht, schön gelegen, wie ein Nest von Bergen umgeben. Nach dem Zünni spazierten wir auf die Ruine Hohenpfirt (611 Meter), welche in früherer Zeit ein Grafenschloß mit vier Ecktürmen war. Dort oben begnügten wir uns mit der Aussicht auf die nähere Umgebung, da die Fernsicht noch im Nebel verschleiert lag. Auf dem Rückweg erinnerte uns ein Denkmal an die graufige Kriegszeit zurück, wo Fliegerbomben mit Flügeln, Granaten und Wurfgeschosse zu sehen sind. Nach dem gemütlichen Beisammensein im Hotel „Cigogne“ war es uns ein hoher Genuß, auf prächtigen Straßen durch lange Baumalleen — wie man sie im Elsaß oft vorfindet — zu wandeln. Wie bezaubernd lag da die Natur mit den zahlreichen Wäldern mit all ihren bunten Farben vor uns bei der prächtigen, warmen Herbstsonne! In einem Walde bei Rodersdorf (Schweiz) erreichten wir die scharf markierte Landesgrenze und bald darauf nach